

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 243.

Montag, den 18. Oktober 1909.

24. Jahrgang.

Der Tophar.

Ein Freimaurer- und Liebes-Roman aus der 1848er Revolution
von Dr. Ehrenfels.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es dauerte lange, bis Clementine wieder zu sich kam. Ihr erster Blick fiel auf Brösing, dessen Augen voll Tränen standen.

„Du weinst?“ — sagte sie mit wehmütigem Lächeln. — „Armer Freund! Ja, wohl bin ich es wert, daß man mich beweine! Bin ich doch heute zum zweiten Male Waise geworden!“

Brösing geleitete das Mädchen zu ihrem Sessel und setzte sich auf ein Tabouret an ihrer Seite nieder.

„Clementine“ — sagte er, ihre Hand erfassend. — „Du hast mir einst den süßen Namen eines Bruders gegeben. Mag die ganze Welt Dich verlassen, Dein Bruder harret bei Dir aus in Not und Tod!“

„Ja!“ — sagte sie. — „Du bist ein edles, treues Herz! An Dich will ich mich halten, an Deiner Hand werde ich jezt, wo ich arm und verlassen bin, den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Der Mann, der mir niemals das Herz eines Vaters gezeigt hat, ließ mich mit Schmach und Schande bedeckt einsam zurück in der Welt. Er hat mir das letzte Gut der Armen, den ehrlichen Namen geraubt. Wohlan! So werde ich selbst meinen geschändeten Namen wieder zu Ehren bringen!“

Hand in Hand saßen sie da. Niemand kümmerte sich um die Verlassenen. Das ganze Haus schien wie ausgestorben. Sie merkten es nicht.

In raschen Worten erzählte Brösing die Einzelheiten des traurigen Ereignisses. Als er des Engländer und seines Anerbietens erwähnte, schüttelte Clementine traurig den Kopf.

„Nein,“ — sagte sie, — „wenn auch arm und elend, bin ich doch viel zu stolz, um von fremder Hand ein Almosen anzunehmen. Jeder Tag, den ich noch länger in diesem Hause zubringe, wäre ein solches. Ich habe Manches gelernt. Was mir bisher zum Vergnügen diente, soll mir nun helfen, mein tägliches Brot zu erwerben. Doch kann ich mir und anderen nützlich werden. Aus der Schülerin ist von heute an eine Lehrerin geworden. Ich besitze genug, um so lange leben zu können, bis ich fern von hier, dem Orte meines Unglücks und meiner Schande, eine Stelle gefunden habe. Du wirst mir dabei behilflich sein, mein Freund, nicht wahr? Siehst Du?“ — fügte sie mit schmerzlichem Lächeln hinzu, — „jezt hast Du mit einem Male an Deiner ehemaligen Schülerin, der stolzen Tochter des reichen Meerfeld, eine Kollegin erhalten!“

Brösing wollte sprechen, allein die Stimme versagte ihm. Er drückte stumm einen Kuß auf Clementines Hand.

Das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt, schreckte Clementine auf. — „Noch eine neue Schreckensbotschaft?“ — sagte sie aufstehend. — „Nun, sei es darum. Ich bin jezt gefaßt auf Alles!“

Brösing war ans Fenster getreten. Er sah, wie Anselmi aus dem Wagen stieg und die Treppe zur Türe hinauf schritt.

„Clementine“ — sagte er — „der Mann, welcher soeben ins Haus getreten ist, bringt keine Schreckensbotschaft. Was er Dir zu sagen kommt, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß Du keinen treueren Freund besitzt, als ihn.“

„Und wer ist es?“ — fragte Clementine erstaunt.

„Doktor Anselmi.“

„Der Freund Deines verstorbenen Vaters?“

„Nein, Clementine. Er hat meinen Vater niemals gekannt. Auf seinen Wunsch mußte ich ihn damals unter diesem Vorwande hier bei Dir einführen. Nur ungern bot ich die Hand zu einer Täuschung, aber die Ueberzeugung, daß es sich dabei um Dein Wohl handelte, ließ mich schweigen. Die Stunde, die alle Rätsel lösen wird, ist gekommen!“

„Und Du willst mich jezt verlassen?“ — sagte Clementine unruhig, als Brösing sich zum Gehen wandte.

„Ja, denn bei dem, was er Dir zu sagen hat, ist die Gegenwart eines jeden Dritten, selbst die meinige, unmöglich. Ich bleibe jedoch im Hause. Wenn Ihr meiner bedürft, bin ich da!“

„Wohlan, so möge er kommen!“ — sagte das Mädchen.

In diesem Augenblicke trat Anselmi ein. Brösing verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Der Doktor trat langsam auf das Mädchen zu. Sein Auge glänzte mit einem Ausdruck unaussprechlichen Glückes. Das edle Gesicht befandete in jedem Zuge, wie tief das Gemüt des Mannes bewegt war.

Clementine fühlte sich bei seinem Anblicke festsam ergriffen. — „Sie haben mir eine wichtige Mitteilung zu machen, mein Herr?“ — sagte sie, ihm einen Schritt entgegen tretend. — „Sprechen Sie! Ich bin bereit, Sie zu hören!“

„Clementine!“ antwortete Anselmi. — „Lassen Sie mich Sie mit diesem Namen nennen, denn den anderen Namen, den Sie so lange führten, vermöchte ich um keinen Preis über meine Lippen zu bringen! Clementine, ich bringe Ihnen eine Botschaft von jenseits des Grabes! Eine Botschaft von Ihrer Mutter!“

„Von meiner Mutter!“ — rief Clementine, am ganzen Leibe zitternd. — „So sind Sie es also, der“

„Ja, ich bin es!“ — sagte mit seiner tiefen, vollen Stimme sie unterbrechend Anselmi. — „Ich bin es, der heute am Ziele von 18 langen Jahren des Leidens und der Sehnsucht angelangt ist! Clementine, kennen Sie die Handschrift Ihrer verstorbenen, was sage ich, Ihrer armen, durch ein Scheusal in Menschengestalt betrogenen, gefolterten, gemordeten Mutter?“

Jede Faser in Clementine bebte bei diesen Worten, die wie ein Donner des Weltgerichts in ihren Ohren hallten.

„Ja, ich kenne sie“ — stammelte mühsam nach Atem ringend das Mädchen.

„Nun, so fassen Sie Ihren ganzen Mut zusammen, und lesen Sie ein Geheimnis so fürchtbar, daß meine Lippen nicht imstande sind, es jezt in dieser großen, ernsten, über zwei Leben entscheidenden Stunde vor Ihnen auszusprechen!“

Anselmi reichte dem Mädchen ein vergilbtes Blatt.

„Ja, ja! Das ist die Hand meiner Mutter!“ — rief Clementine, das Blatt an ihre Lippen pressend. — „Das sind die Schriftzüge, welche ihr einziges Vermächtnis an mich, ihre letzten, auf dem Sterbebette geschriebenen Worte tragen! An meinem fünfzehnten Geburtstag fand ich sie in meinem Arbeitsstische. Niemand konnte mir sagen, wie sie dahin gekommen!“

In fliegender Hast begann sie zu lesen. Mit einem Male entrang sich ein wilder, unartikulierter Aufschrei ihrer Brust, sie wandte den Blick von dem Blatte auf Anselmi, der totenbleich vor ihr da stand. Noch einmal senkte sie den Blick auf das Blatt, dann ließ sie es zu Boden fallen, wandte, breitete beide Arme aus und stürzte mit dem Rufe: „Mein Vater! Mein Vater!“ an Anselmis Brust.

„Mein Kind! Mein armes, verfolgtes Kind!“ — rief dieser, während schwere Tränen auf Clementines Waden niedertropften.

Eine tiefe Stille folgte, von keinem Laute als Clementines dumpfes Schluchzen unterbrochen. Anselmi hielt das Mädchen fest in die Arme geschlossen und bedeckte ihre Stirne mit unzähligen Küssen.

Nun trat die alte Babette in das Zimmer. Wie angewurzelt blieb sie bei der Türe stehen und starrte Clementine und Anselmi an, als wären es Gespenster.

„Komm, Clementine!“ — sagte Anselmi sanft. — „In diesem Hause ist Deines Weilens nicht länger! Laß uns gehen!“

Kaum hatte Babette den Klang der Stimme vernommen, als sie auf Anselmi losstürzte, ihm einen Augenblick ins Gesicht sah und dann mit einem hysterischen Aufschrei in die Knie sank. — „Barmherziger Gott! Verndal! Verndal! Emil Verndal!“ — schrie die Alte. — „Ist denn heute der Tag des Weltgerichtes, daß die Gräber ihre Toten wiedergeben!“

„Steh auf, Babette!“ sagte Anselmi milde. — „Ja, es ist Verndal, den ihr so lange für tot gehalten habt. Du hast Dich einst schwer gegen mich und Clotilde versündigt, aber um der Liebe und Treue willen, die Du ihrer Tochter erwiesen hast, soll Dir verziehen sein. Steh auf!“

Babette haschte die Hand Anselmis und bedeckte sie mit Tränen und Küssen.

„Wo ist Brösing?“ — sagte der Doktor. — „Geh, Babette, rufe ihn. Er soll teilnehmen an unserem Glücke. Und dann fort von hier. Uns soll nun nichts mehr trennen, als der Tod!“

Durch Tränen lächelnd, sah Clementine Anselmi an. Dann ließ sie ihr Haupt auf seine Schulter sinken und stammelte schluchzend: „Mein Vater!“

„Nein, nein! Ich muß sie sehen! Ich muß sie sprechen!“ — ließ sich jetzt draußen auf dem Gange eine heftige Stimme vernehmen.

Die Tür flog auf, und hereinstürmte, gefolgt von Brösing, Alfred Niedhelm. Sich aufrichtend, trat ihm Clementine entgegen.

„Clementine!“ — rief Niedhelm, auf das Mädchen zuströmend und halb mit Gewalt ihre Hand ergreifend. — „Ich höre, Dein Vater, der Glende, hat Dich treulos verlassen! Er ist geflohen und läßt Dich schulplos zurück!“

„Schulplos!“ — sagte Clementine mit einem stolzen Blick auf Anselmi, der in erwartungsvollem Schweigen der Szene zusah. — „Wer sagt Dir, daß ich schulplos bin?“

„Du hast mich von Dir gestochen, Du hast mir nicht einmal geantwortet!“ — fuhr Niedhelm mit steigender Leidenschaft fort. — „Ich habe es mit Geduld ertragen, denn ich weiß, daß ich Deiner unwert bin. Da im Augenblicke, wo ich im Begriffe stehe, auf lange, vielleicht für immer diese Stadt zu verlassen, erfahre ich, was Dich betreffen. Ich fliehe hierher, um Dich noch einmal zu beschwören, Du mögest das Vergangene vergessen! Reiche mir die Hand zur Versöhnung, Clementine, und ich lege Dir mich mit allem, was ich mein nenne, und zugleich damit den Segen meines Vaters zu Füßen!“

Clementine hatte ihn schweigend angehört. Anselmi wartete mit Spannung, Brösing mit unsäglichem Vagen auf ihre Antwort.

„Zwischen uns ist jedes Band gelöst!“ — sagte Clementine mild aber fest. — „Mögest Du glücklich werden, Alfred!“

„Und was soll aus Dir werden, armes Kind!“ — rief Niedhelm mit einem Tone des tiefsten Schmerzes und Mitleides.

„Das ist meine Sorge“ — antwortete Anselmi. — „Clementine gehört seit dieser Stunde dem Hause der Fürstin Milowska an!“

„Und Sie, mein Herr, sind wohl der Vertraute der Fürstin, der geheimnisvolle Doktor Anselmi?“ — sagte Niedhelm mit einem höhnischen Lächeln.

„Wer ich bin, mein Herr“ — erwiderte Anselmi mit ehrfurchtgebietendem Ernste, indem er Niedhelm fest ins Auge sah. — „Wer ich bin, kann Ihnen gleichgültig sein! Es genügt Ihnen, zu wissen, daß Fräulein Clementine in meinem Schutze steht, daß sie sich freiwillig in denselben begeben hat, und daß ich Mannes genug bin, sie zu schützen gegen Jedermann, auch gegen Sie, Herr Niedhelm!“

Brösing wollte vortreten, aber ein gebietender Wink Anselmis hielt ihn zurück.

„O, ich begreife!“ — sagte Niedhelm. — „Dieser junge Herr hier, welcher so freundlich war, mir im Auftrage Fräulein Meerfelds meine Briefe zu überbringen, ist ihr Protege. Das erklärt alles!“

„Herr!“ — rief Brösing, mit finster zusammengezogenen Brauen auf Niedhelm zutretend. — „Wenn Sie ein . . .“

„Ruhig, Herr Brösing!“ — sagte Anselmi kalt. — „Uns steht es nicht zu, mit dem Herrn noch länger zu verhandeln. Er ist zu Clementine, nicht zu uns gekommen; er hat ihre Entscheidung gehört. Mir scheint, daß dies genügt!“

„Ja, es genügt!“ — rief Niedhelm, Clementine mit einem Blicke voll glühender Leidenschaft ansehend. — „Wenn es in der Tat ihr letztes Wort war, wenn nichts ihren Sinn zu ändern vermag, dann allerdings habe ich hier nichts mehr zu tun!“

Clementine antwortete nicht. Als wolle sie Niedhelms Blick ausweichen, wandte sie sich ab und reichte Anselmi die Hand.

„Genug!“ — rief Niedhelm. — „Du hast Dein und mein Geschick entschieden. Leb wohl!“

Damit küßte er heftig den Hut auf und verließ, ohne die anderen eines Blickes zu würdigen, das Gemach, indem er die Türe hinter sich zuwarf.

„Unglückseliger Mensch!“ — sagte Anselmi, ihm nachsehend. — „Wohl Dir, Clementine, daß Du noch rechtzeitig seiner verderblichen Nähe entrückt wurdest. Er wird an der eigenen Maßlosigkeit zu Grunde gehen!“

„Was wird mit mir geschehen?“ — fragte Babette, Anselmi ängstlich anschauend. — „Darf ich bei Fräulein Clementine bleiben, oder muß ich mir eine andere Heimat suchen?“

„Du bleibst bei Deiner Herrin“ — sagte der Doktor. „Pade ihre und Deine Sachen zusammen und komm' uns dann nach. Sie, Brösing, haben wohl die Güte, noch einige Tage hier im Hause zu verweilen, bis die Dinge einigermaßen geordnet sind. Ich gedenke morgen mit der Fürstin und Clementine nach Paris zu reisen. Dort werden Sie uns treffen!“

„Ja“ — sagte Clementine — „fort von hier! Es ist mir, als ob das Unglück in diese Räume hier gebannt wäre. Ich werde erst frei aufatmen, wenn sie hinter mir liegen.“

„So gehen wir!“ — antwortete Anselmi. — „Sie, Brösing, erwarte ich gegen Abend, denn wir haben heute noch viel zu besprechen.“

Es wurde leise an die Türe geklopft. Clementine zuckte zusammen. — „Wieder eine Schreckensbotschaft“ — sagte sie ängstlich, indem sie Anselmis Arm faßte.

Es war der Gärtner. — „Der Briefträger hat soeben diesen Brief gebracht“ — sagte er. — „Er ist für Fräulein Clementine und war nicht frankiert.“

Mit zitternder Hand nahm Clementine das Schreiben in Empfang. — „Von Eduard!“ — rief sie, als sie die Adresse erblidte. Alles drängte sich herzu, während sie den Brief öffnete. Er enthielt nur wenige mit Bleistift geschriebene Zeilen.

„Liebes Clementinchen,“ — schrieb der Knabe, — „Papa hat Dich und mich betrogen. Wir sind nicht in Stuttgart, sondern in Paris. Er sagte mir, daß wir nicht mehr zurückkommen. Ich habe den ganzen Tag und die ganze Nacht geweint! Er hat mir strenge verboten, Dir zu schreiben. Aber ich kann ihm nicht gehorchen. Heimlich habe ich gleich nach unserer Ankunft diesen Brief geschrieben. Sobald ich allein bin, werse ich ihn in den nächsten Briefkasten. Wir wohnen in einem Hotel in der Straße Vaugirard, so lautet wenigstens die Aufschrift an der Straßenecke. Ich sehe den Papa soeben ins Haus treten! Gott schütze Dich, mein liebes, gutes Schwesterchen! Eduard.“

„Mein armer, armer Bruder!“ — rief das Mädchen, und die Tränen traten ihr in die Augen.

„Also in Paris ist er!“ — sagte Anselmi sinnend. — „Das habe ich mir gedacht! Sei ruhig, Clementine! Dein Bruder soll nicht verloren sein. Nur Geduld, Herr Meerfeld. Auf baldiges Wiedersehen in Paris!“

9. Kapitel.

Die rote Loge.

Seit den in dem letzten Kapitel erzählten Ereignissen war eine Zeit von wenigen Wochen verstrichen. Es liegt uns nunmehr ob, den Leser von dem bisherigen Schauplatz unserer Geschichte nach dem Brennpunkte des politischen Lebens der damaligen Zeit nach Frankreichs ewig gährender Hauptstadt zu ver-
setzen.

Paris glich damals einem nur mit dünner Lavaschicht überzogenen Krater. Frankreich war Republik. Auf dem Pariser Stadthause, sowie von den Zinnen von Notre-Dame wehte die dreifarbige Fahne, jenes Sinnbild glorreicher Erinnerungen und nationaler Größe, das Lamartines Beredsamkeit in den Tagen der Revolution siegreich gegen die rote Fahne verteidigt hatte. Aber diese rote Fahne, obwohl für den Augenblick verdrängt, hartete mit Ungeduld des Augenblicks, wo es ihr möglich sein würde, sich zu entfalten. Sie repräsentierte die rote Republik, in welcher das Bürgertum die Wiederkehr der Schreckensherrschaft, die Guillotine, die Vernichtung des Eigentums und der Familie, — die Bewohner der Fabrikvorstädte dagegen, die Arbeiter in den Nationalwerkstätten und ihre Führer in den Klubs wie auf der Tribüne, die Emanzipation von der Macht des Kapitals, die Aufhebung aller Privilegien der bevorrechteten Klassen der Gesellschaft erblickten. Ganz Paris und mit ihm ganz Frankreich war in zwei große Heerlager geschieden. Bis jetzt ward der Kampf zwar nur in der Presse und auf der Tribüne geführt, ein unablässiger, heftiger, erbitterter Kampf, aber doch nur ein Kampf mit Worten. Jedermann fühlte indessen, daß dies alles nur ein Vorspiel zu einem ernsten, blutigeren Kampfe war, der von Tag zu Tag ausbrechen konnte, und falls die Roten siegten, die ganze Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttern mußte. Unermeßliches stand hüben wie drüben auf dem Spiele. An eine Ausgleichung der Gegensätze war nicht mehr zu denken. Es galt also, sich mit aller Macht zu einem Kampfe zu rüsten, der, wie er auch ausfallen mochte, die unterliegende Partei rettungslos der Vernichtung preisgab. Das wußte man auf beiden Seiten, und deshalb bot man alles auf, um zur gegebenen Stunde den Kampf mit voller Macht aufnehmen zu können.

So war die Lage der Dinge zurzeit, wo sämtliche hervorragende Persönlichkeiten unserer Erzählung, sich in Frankreichs Hauptstadt befanden. Clementine bewohnte mit der Fürstin und deren Richte ein Palais nächst dem Boulevard Beaumarchais. Brösing wohnte mit Anselmi am anderen Ende von Paris in einer der Fürstin gehörigen Villa in der Avenue de St. Cloud. Der junge Mann bekleidete das Amt eines Bibliothekars, eine Stelle, welche ihn so ziemlich seine ganze Zeit zur freien Verfügung ließ, da die seiner Obhut anvertraute Bibliothek kaum einige tausend Bände umfaßte und sich in vortrefflicher Ordnung befand. Sein Gehalt war, verglichen mit jenem in Meerfelds Hause, ein sehr bedeutendes. Brösing hatte bald erkannt, daß seine Stelle erst um feinerwillen geschaffen worden war. Zwar hatte die Fürstin ihm sogleich bei Antritt seines Amtes eine bedeutende Summe zum Ankaufe neuer Werke zur Verfügung gestellt und ihn gebeten, in der Bibliothek einmal gründlich aufzuräumen. Da sich aber niemand um seine Tätigkeit kümmerte, und weder die Fürstin noch Anselmi seit ihrer Ankunft in Paris den Fuß in die Bibliothek gesetzt hatten, so war es klar, daß er in dem Haushalte der vornehmen Dame eine ziemlich überflüssige Stelle einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jagdschlösser des Kaisers.

Von Dr. Walter Sording.

Die volle Lust am Weidwerk ist den Hohenzollern von jeher eigen gewesen. Draußen in Wald und Feld beim schmetternden Klange der Hifthörner und herausforderndem Rüdengell haben sie es sich stets wohl sein lassen im verdienten Ausruhen schwerer Regierungsjorgen und oft recht drückender Pflichten ihres hohen Amtes. Die älteren Hohenzollern waren fast alle tüchtige Jäger. Ein gewaltiger Nimrod war Preußens sparsamer Soldatenkönig, Friedrich Wilhelm I., ein ebensolcher ist Kaiser Wilhelm II. Nur zwei Hohenzollern auf dem preussischen Königsthron schwuren nicht zu St. Hubertus. Verringerlichte Naturen, wie sie waren, gingen Streben und Ziele bei ihnen andere Wege. Der Philosoph von Sanssouci, Friedrich der Große, war und blieb sein Lebtag trotz aller Kriege, welche er so unergleichlich führte und gewann, derartigen Neigungen abgewandt. Dafür schloß er wichtige Epigramme ab und ergöste sich an der Tafel an geistprudelnden Reden. Auch Friedrich Wilhelm IV. war kein Jäger im eigentlichen Sinne. Wenn er sich trotzdem dazu entschloß, so folgte er hierin mehr der Ueberlieferung seines Hauses. Erst unter seinem königlichen Bruder und Nachfolger, Wilhelm I., lebte das edle Weidwerk am preussischen Hofe wieder auf und jah alljährlich Feste hohen Glanzes, und in so manchem vergessenen und bereits verfallenen Jagdschloß zog wieder neues Leben ein. Fünf Jagdschlösser sind es besonders, welche einen guten Klang für jeden Preußen besitzen. Sie und die sie umgebenden Jagdgründe sind eng mit der Geschichte des Landes verknüpft, und ihr Studium bietet des Interessanten genug.

Als erstes nennen wir Hubertusstock in dem gewaltigen Waldkomplex der Schorfheide, wo der Kaiser alljährlich, „wenn die Hirsche schreien“, in stiller weidmännischer Zurückgezogenheit zubringt. An den Ufern des Werbellin erhoben sich einst drei Schlösser. Werbellin, das größte Schloß an der Südwestspitze, wo sich heute der von Prinz Karl 1879 erbaute Steinturm, die Astanierburg, erhebt, ferner Schloß Breden, wo heute das Forsthaus des Seedorfs Altenhof liegt, und endlich Schloß Grinnitz zwischen dem Werbellin und Grinnitzsee. Hier in Schloß Grinnitz weilte am liebsten der ebenso kriegerische als sangeslustige Markgraf Otto IV. (mit dem Pfeile). Hier jagte und liebte er. In der Manessischen Handschrift finden wir ein Bild des edlen Minnesängers, wie er auf goldschimmerndem Schiff über den Werbellin gleitet unter dem purpurnen Zeltdach mit der Geliebten seines Herzens, Heilwig von Holstein, scherzend über das Schachspiel gebeugt. Die Schlösser Breden und Werbellin sahen meist nur den Markgrafen Waldemar in ihren Mauern Hof halten, und manche wichtige Urkunden sind hier aufgestellt worden. Die Burgen Ottos IV. und Waldemars sind dahin, nur von Grinnitz haben sich noch kümmerliche Reste erhalten. Doch dem Jagdgrunde rings um den Werbellin sind die Hohenzollern bis heute treu geblieben. Die Heide hat sich hier noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten. Hier besteht noch der alte märkische Wald mit seinen Niefenbäumen und seinem undurchdringlichen Dickicht.

Das Jagdschloß Hubertusstock selbst, welches hier Friedrich Wilhelm IV. in einfachem Stil erbaut hat, ist kein prangendes Schmuckstück, es bietet keine Räumlichkeiten für lärmende Festlichkeiten — im Gegenteil, es ist ein schlichter Besitz, und manche Untertanen des Kaisers nennen Jagdschlösser ihr eigen, gegen die das Jagdschloß Hubertusstock, was äußere Ausstattung betrifft, verschwinden müßte. Aber das Jagdschloß ist eingehüllt in die träumerische Schönheit der Mark. Grünantane Rasenflächen umgeben das Schloß und vielhundertjährige Eichen spenden Schatten. Die nicht sehr großen Zimmer sind einfach, aber äußerst geschmackvoll eingerichtet. Jagdbeuten und Jagdbilder hängen an den Wänden. Der größte Raum, welcher sich durch einen besonders schönen Kamin, der zwei Porzellan-Wildschweine aus der königlichen Manufaktur als Schmuck zeigt, ist das Speisezimmer. Wenn der Kaiser zur Virsch im Jagdschloß weilt, bewohnt jeder Herr seines Gefolges nur ein Zimmer, das zugleich als Wohn- und Schlafgemach dient, da nicht allzu viele Räume vorhanden sind. Die Außenwände des Schlosses sind mit Hirschgeweihen bedeckt, und da kein weiterer Platz mehr für diese charakteristischen Merkzeichen vorhanden ist, sind einzelne bereits an dem Kastenanhause angebracht.

Ein ähnliches günstiges Jagdterrain liegt im Südosten Berlins zwischen Spree und der, eine ganze Kette von Seen bildenden Dahme. Das Hauptquartier dieser wildreichen Gegend, welche steten Erfolg aus dem Spreewald erhielt, war Königswusterhausen. Die alte den Wenden abgenommene Burg Wusterhausen war bis 1870 markgräflich und ging dann in andere Hände über. Im Jahre 1883 kaufte sie der Kurprinz Friedrich zurück, welcher sie 1893 seinem Sohne, dem späteren König Friedrich Wilhelm I. schenkte. Als dieser den Thron seiner Väter bestieg, legte er dem ihm lieb gewordenen Jagdschloß den Namen Königswusterhausen bei. Der König blieb seiner Neigung für den Ort treu und hielt jährlich zur Jagdzeit, gewöhnlich von Mitte August bis Mitte Oktober, in Königswusterhausen Hof. Die knapp bemessenen Räumlichkeiten des kleinen Schloßchens legten dem Gefolge, besonders den Damen, manche unbequeme Einschränkung auf. So mußte unter anderem stets in einem großen türkischen Zelt, welches bei unfreundlichem Wetter nur geringen Schutz gewährte, diniert werden.

Allerdings ging es dafür auch ziemlich lustig und ungezwungen im Jagdlager her, und mancher kräftige Jagdspaß wurde in Szene gesetzt. Die höchste Pierde des Schlosses war der von dem Kurfürsten Friedrich III. im September 1696 im Neubrüder Revier geschossene 66-Ender, welchen Friedrich Wilhelm I. August dem Starcken von Sachsen für eine Kompanie großer Grenadiere überließ. Der berühmte 66-Ender ging nach Moritzburg, wurde aber später durch eine wohlgelungene Kopie ersetzt. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms I. verwaiste das Jagdschloß und wurde erst von Kaiser Wilhelm I. wieder restauriert. Was aus den Kriegsjahren und der Zeit der Unruhe gerettet wurde, ist zu einem aparten historischen Bild vereinigt und ergänzt worden. Das erste Stockwerk pflegt der Kaiser während seines Aufenthaltes zu bewohnen. Das mit modernem Komfort eingerichtete Wohnzimmer zeigt Familienbildnisse und Jagdbilder. Im Anschluß daran ist die Badeeinrichtung des Soldatenkönigs erhalten: ein steinerner in die Wand eingelassener Waschtrog. Der in demselben Stockwerk befindliche Speisesaal hat einen überaus kostbaren Schmuck: die seltensten Geweihe und abnormsten Hornbildungen. Das Tabakskollegium liegt im zweiten Stockwerk. Die Einrichtung des Saales ist schwer und wichtig. Holztische und Armischemel, die mächtigen zinnbeschlagenen Steinfrüge, das Delfter Porzellan in den Wandschränken, die Leuchterweibchen an der Decke — es ist streng historisch, aber in seiner Gesamtheit nicht echt. Die Mehrzahl der Originale ist längst in alle Welt zerstreut. Eht dagegen ist der Eichstaum, welcher um ein Hirschgeweih gewachsen ist, ein Fund in den ostpreussischen Wäldern, der zu Ehren des festlichen Tages als großartiges Schaustück in das Tabakskollegium gebracht worden ist.

Im Südwesten von Berlin, zwischen Spandau und Potsdam, dehnt sich am linken Havelufer ein wohlgepflegtes Waldrevier, der Grunewald, aus, der aber als Jagdrevier seit kurzem aufgegeben worden ist. Das Jagdschloß Grunewald ist in diesem herrlichen Waldgebiete an einem kleinen See romantisch gelegen, wurde 1542 von dem Kurfürsten Joachim erbaut und „Zum grünen Wald“ genannt.

Das dritte große Jagdrevier der Hohenzollern ist die zwischen Gardelegen und Wolmirstedt in der Altmark gelegene Golbitz-Lehlinger Heide. Kurfürst Joachim II., besonders aber sein ältester Sohn, der Kurprinz Johann Georg, erwählten diese herrlichen Bestände zu ihrem Lieblingsjagdaufenthalt. Um sich ein Heim zu schaffen, kaufte der Kurprinz eine Feldmark um 3000 Taler und begann dort den Bau des Schlosses, welcher 1580 vollendet war. Das Schloß, damals Hirschburg genannt, diente dem Kurfürsten während der Jagdzeit zur Residenz. Als die Greuel des Dreißigjährigen Krieges die Hauptstadt bedrohten, wurde der Kurprinz Friedrich Wilhelm (später der Große Kurfürst) in dem stark in Verfall geratenen Schloße geboren. Wiederum war es der König Friedrich Wilhelm I., Preußens größter Jäger, welcher das Revier der Vergessenheit entzog. Er bewahrte das alte Schloß vor dem gänzlichen Ruin, hob den Wildstand und setzte 200 Stück Dammwild aus dem Potsdamer Wildpark dort aus. Als König Friedrich Wilhelm IV. auf einer Reise durch die Altmark das alte Jagdschloß besuchte, gab er in pietätvoller Erinnerung an seine großen Ahnen den Befehl, das Schloß gänzlich zu renovieren. Auf das alte Schloß wurde eine neue Etage aufgesetzt, um die Unterbringung der zu den jährlichen Jagden zu erwartenden fürstlichen Gäste zu ermöglichen. Das Wahrzeichen von Lehlingen, eine alte eiserne Wetterfahne, in welche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein als Schütze berühmter Oberförster den Anfangsbuchstaben seines Namens mit einer Reihe von Büchsentugeln geschossen hatte, ging leider bei dem Umbau verloren. Neben dem Schloße entstand eine neue Kirche, zu welcher der kunstsinnige König selbst den Bauplan bestimmte.

Das jetzige Jagdschloß Lehlingen ist ein stattliches Gebäude, welches mit seinen zinnengekrönten Türmen lebhaft an die Burgen des Mittelalters erinnert. Betritt man das Innere und steigt auf der in einem Turm angebrachten Wendeltreppe in die erste Etage hinauf, so liegen zur Linken die Kaiserzimmer. Ein schmaler Gang führt von hier in die Jagdhalle, die mit außergewöhnlich starken Hirschgeweihen und ausgestopften Köpfen von Wildschweinen geschmückt ist. Sie dient zum Versammlungs-orte der kaiserlichen Gäste vor und nach der Jagd. Zur Erhöhung des Humors trägt ein aus dem oberen ausgehöhlten Teile eines Hirschgeweihes hergestellter „Verzierbecher“, der sogenannte Sabberbecher, nicht wenig bei. Wer ihn leeren will, muß das Geheimnis kennen und ihn mit einer ganz bestimmten Stelle an den Mund bringen, sonst ergießt sich der ganze Inhalt dem Arglosen über die Brust. Dem Fürsten Bismarck soll, als er noch Junker war, die Leerung in musterhafter Weise gelungen sein. Durch den gewaltigen Raupenfraß des Kiefernspinners wurden eine kolossale Menge von Nadelbäumen im Lehlinger Revier vernichtet, so daß mehrere tausend Morgen abgeholzt werden mußten. Wahrscheinlich aus diesem Grunde hat Kaiser Wilhelm das Jagdschloß zu Lehlingen seit dem Jahre 1902 nicht mehr aufgesucht.

Die Gohrde und der Springer Saupark kamen erst nach dem Jahre 1866 an Preußen. Es sind durch jahrhundertelange werd-gerechte Pflege und Ausübung des Weidwerks gebildete Stätten. Das Jagdrevier der Gohrde erstreckt sich auf dem linken Elbufer an der Bahnstrecke Wittenberge—Lüneburg, während das Jagdschloß zu Gohrde in der Oberförsterei Rötzen liegt. Das

Schloß ist ein langgestreckter, niedriger Bau von 25 Fenstern Front, welcher an beiden Seiten durch zwei turmartige Wäutchen flankiert wird. In dem kleinen Vorgarten steht der heilige Hubertus mit dem Hirsch. Die Götter gehörte zu den Lieblingsrevieren des alten Königs Ernst August, und er bezeugte stets das lebhafteste Interesse für dieses Jagdgebiet. Aber auch seine Vorgänger waren häufige Gäste in der Götter. Hier standen vor Jahrhunderten die einfachen Jagdzelte der Fürsten und Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, hier wohnten später in dem alten Jagdhaus die Könige Englands, die zugleich auch die welfischen Lande regierten. Später sehen wir König Wilhelm, den späteren Kaiser Wilhelm I., im Schloß in der Götter weilen.

Ebenfalls eine Stätte althannoverschen Weidwerks ist der Saupark bei Springe, an der Bahn von Hannover nach Hameln gelegen. Das Jagdschloß ist ein einfacher Bau aus dem Jahre 1840, welcher später eine Vergrößerung erfuhr. Das aus weiter Ferne sichtbare Schloß liegt frei vor dem Walde. Im Parterre des Schlosses liegt der gediegen ausgestattete Speisesaal, daneben das Billardzimmer. Die Wohnräume des Kaisers liegen gleichfalls im Parterre. In einer Nische befindet sich ein mächtiger ausgestopfter Keiler, welchen der Kaiser 1891 im Saupark erlegte. Der lange Korridor ist mit zahlreichen Hirsch- und Dammschaukergeweihe, Jagdtrophäen aus dem Saupark, geschmückt. Die kaiserlichen Jagden finden alle zwei Jahre in den waldreichen Revieren daselbst statt und erstrecken sich meist auf das Jagen auf Schwarz- und Damwild. Schließlich erwähnen wir noch kurz als das jüngste der kaiserlichen Jagdreviere die Rominer Heide, in der den Hohenzollern altangestammten Provinz Ostpreußen. 1891 ließ der Kaiser, der ein Jahr zuvor zum ersten Male hier gefast hatte, ein Jagdschloß im Stile der norwegischen Holzarchitektur errichten, das im Innern seiner Bestimmung gemäß mit wertvollen Jagdgemälden geschmückt wurde. Nur ein kleines Gefolge begleitet den Kaiser in diese herrlichen Jagdgründe, wenn er hier von den schweren Regierungsjorgen und Repräsentationspflichten Erholung suchen will.

Abhärtung und Winterkleidung.

Abhärtungsfanatiker gefallen sich darin, im Winter leichte Kleidung zu tragen, hingegen warmhaltende für unüberzeuglichen Luxus zu erklären. Es gibt Leute unter ihnen, die ohne Beschwerde sogar zwischen Eiszellen herumschwimmen können; — erinnert sei nur an Ernst Mahner, der in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts längere Schwimmsfahrten während des Eisganges im Rhein ausführte. Aber wie schäbbar ein gewisser Grad von Abhärtung gegen Kälte sein mag, so gereicht doch das Uebertreiben des heroischen Kampfes dem Körper allmählich zum Nachteil. Ueberhaupt ist die Fähigkeit, sich abzuhalten, bei den einzelnen Individuen so sehr verschieden, daß von einer bestimmten Norm gar keine Rede sein kann. Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchungen haben erwiesen, daß der Körper bei leichter Kleidung im Winter zu einer größeren Wärme-Produktion veranlaßt, hierdurch fortgesetzt auf das Neueste angestrengt und dementsprechend schneller abgenutzt wird, als wenn er warm bekleidet wäre.

Natürlich zwingt die größere Wärme-Produktion zu einer reichlicheren Ernährung; — es ist gerade so wie beim Ofen, der, je mehr Hitze von ihm verlangt wird, um so mehr Kohlen verschlingt. Leichte Kleidung hat also im Winter noch den ökonomischen Nachteil, die Lebensweise zu verteuern. Eine warme Winterkleidung kann der Mensch ebensowenig wie das Tier entbehren. Die Vögel sind geschützt durch den unter und zwischen den Federn stehenden Flaum, und die meisten Säugetiere durch einen Pelz, der im Winter dichtere Behaarung als im Sommer annimmt. Flaum und Pelz sind schlechte Wärmeleiter — sie verhindern, daß die vom Körper ausstrahlende Wärme allzu schnell an die äußere kalte Luft abgegeben wird.

Ganz denselben Zweck sollen die Winterkleider erfüllen — sie werden am besten aus Materialien verfertigt, die als Wärmeleiter schlechtester Art bekannt sind. Dahin gehört Schafwolle, und diese wird denn auch am meisten für unsere Winterkleidung benutzt. Daß Wolle zu den schlechtesten Wärmeleitern gehört, hat schon um die Wende des 18. Jahrhunderts der Physiker Graf Rumford sehr sinnreich festgestellt. Er hing ein Quecksilber-Thermometer in der Äg eines unten als Kugel endigenden Glaszylinders so auf, daß der Mittelpunkt der Thermometerkugel in der Mitte der Glasgugel lag. Den Zwischenraum zwischen beiden Kugeln füllte er mit Schafwolle an. Alsdann steckte er den ganzen Apparat in kochendes Wasser und hierauf in eine Kältemischung von gestohnem Eis und Salz. Und nun beobachtete er die Zeitdauer, deren die Wolle bedurfte, um sich um hundert Grad Celsius abzukühlen. Es ergab sich, daß diese Abkühlung in 1118 Sekunden erfolgte.

In ganz derselben Weise prüfte er eine Reihe anderer Materialien. Hierbei stellte sich heraus, daß zur Abkühlung um hundert Grad Celsius Hasenhaar 1312, Eiderdaunen 1305, Viberfell 1296, rohe Seide 1264, Taffet 1169, Baumwolle 1046, feiner Flach 1032 und gedrehte Seide 917 Sekunden benötigten. Mithin ist Hasenhaar unter den vorbezeichneten Materialien der schlechteste Wärmeleiter, hält also am wärmsten, und ihm schließen sich der Reihenfolge nach an: Eiderdaunen, Viberfell, rohe Seide, Taffet, Schafwolle, Baumwolle, feiner Flach und gedrehte Seide.

Der erhebliche Unterschied zwischen roher und gedrehter Seide läßt erkennen, daß die Verarbeitung des Materials auf den geringeren oder höheren Grad der Wärmeleitung von bedeutendem Einfluß ist. Auch die Qualität des Materials spielt eine Rolle. Das Haar der Schafwolle ist auf der Oberfläche mit Schuppen besetzt und bildet in seinem natürlichen Zustande eine Menge wellenförmiger Bögen: je dichter und regelmäßiger die Schuppen stehen und je feiner, dichter und regelmäßiger die wellenförmigen Bögen erscheinen, um so besser ist die Wolle und um so wärmer hält sie. Vielgefräufelte, dicht beschuppte, leicht sich verfilzende Wolle wird zu Streichgarn und dann zu tuchartigen Geweben, hingegen Wolle aus längerem, weniger gefräufeltem Haar zu Kammgarn und dann zu glatten Geweben verarbeitet. Und so wärmt Tuch mehr als Kammgarngewebe — eine Erfahrung, die wohl jeder schon selbst gemacht hat.

O. K.

Die Skatdecke.

Auflösung zu Nr. 237.

Auflösung der Skat-Aufgabe:

Kartenverteilung:

V. a10, cA, 10, K, D, 9, 8, 7; dK, D.

M. a b c B, aD, 9, 8, 7; bA, dA, 9

H. aK; b10, K, D, 9, 8, 7; d10, 8, 7.

Skat: dB, aA.

Spiel:

1. V cA, aD, aK (—18).

2. H b10, a10, bA (—31).

H mußte b10 vorreiten, da V das blanke bA angespielt haben würde, wenn er es gehabt hätte.

3. V c10 . . . Der Spieler muß nun stehen und gibt in d noch einen Stich ab: d9, d10, dK (—14). Damit haben die Gegner 63.

Wichtige Lösung schickten ein: F. Kleiner-Wiesbaden. — Pet. Groß-Wiesbaden. — H. Scheurer-Wiesbaden. — Joh. Schäfer-Wiesbaden. — R. Brensing-Wiesbaden. — Agnes Bauer-Wiesbaden. — Jul. Feuermann-Wiesbaden. — Hub. Aufsig-Wiesbaden. — Fr. Nagan-Wiesbaden. — Carl Kraus-Wiesbaden.

Beziehbild.



Ah, da kommt ein Bote von der Geliebten!

Rebus.



Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöbe in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Heybold in Wiesbaden.